

heimlichen Beobachter so jäh zum Fenster in eine Kammer des Schreckens geworden war. Der Junge vernahm das Ächzen der beiden um Leben und Tod ringenden Kontrahenten. Er wollte schreien, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Plötzlich ging ein Ruck durch Manzinis Körper. Nico hörte ein Keuchen, dem ein gurgelnder Laut folgte. Während er die ineinander verschlungenen, wie versteinert dastehenden Männer anstarrte, entleerte sich seine Blase.

»Papà!« Das Wort war nicht mehr als ein Hauch auf seinen Lippen. Warum bewegten sich die beiden nicht? Hatte sein Vater etwa den mächtigsten Mann der Stadt erstochen? Oder ...?

Unvermittelt rutschte der Uhrmacher am Körper seines Gegners herab. Nico zuckte zusammen, als er seinen Vater zu Boden sinken sah, wo er auf dem Rücken liegen blieb. Das Stilett ragte aus seiner Brust.

»Niemand verrät Massimiliano Manzini.« Der Mörder bückte sich und zog seinem Opfer das Messer aus dem Körper. Auf Emanueles Hemd verwandelte sich um die blutende Wunde herum Weiß zu Rot. Nachdem Manzini die schmale Klinge an der Hose des Uhrmachers abgewischt, das Stilett zusammengeklappt und es weggesteckt hatte, richtete er sich wieder auf. Ohne erkennbare Eile ließ er seinen Blick durch die Werkstatt schweifen.

Einen Moment lang sahen seine dunklen, kleinen, eng zusammenstehenden Augen direkt zu dem Türspalt. Nico konnte sich noch immer nicht rühren. Er glaubte den Blick des Mörders wie die Glut zweier Kohlen auf seinem Gesicht brennen zu spüren. Das Blut seines Vaters klebte auf Don Massimilianos schillernder Weste.

Dann war der Atemhauch des Todes vorübergezogen. Manzinis Augen suchten weiter, und der Junge fühlte, wie das Leben kribbelnd in seine Beine zurückkehrte. Während er sich langsam, jedes unnötige Geräusch vermeidend, aufrichtete, durchquerte der Mörder mehrmals den Ausschnitt der offen stehenden Tür. Beim ersten Mal hielt er die Schatulle aus Ahorn in der Hand, beim zweiten sah Nico die Meisteruhr unter dem sich schließenden Deckel verschwinden, und dann zog Manzini das Auftragsbuch unter dem Körper seines Opfers hervor. Erst als er sich darauf zum Gehen wandte, wurde Nico bewusst, in welcher Gefahr er schwebte. Er konnte nicht fortlaufen, ohne sich zu verraten – die Dielen des alten Hauses knarrten bei jedem Tritt.

»Du denkst, die Zeit zu beherrschen, doch am Ende wird sie über dich siegen ...«

Nico horchte auf. Es war die Stimme seines Vaters, keuchend, leise nur, die Manzini herumfahren ließ. Und dann glaubte der Junge selbst einen Stich in der Brust zu spüren. Er sah das ihm zugewandte Gesicht des Vaters, seine glitzernd feuchten Augen, in denen das Leben noch einmal trotzig aufflackerte. Nur einen Moment lang berührten sich beider Blicke, ein stiller Händedruck zum Abschied. Hatte der Vater etwa doch das Summen seines zu Tode erschreckten Kindes vernommen? Hatte er deshalb den Zorn des Mörders auf sich gelenkt, wie er es auch nun wieder tat?

»Ich verfluche dich, Massimiliano Manzini!«, röchelte der Uhrmacher.

Manzini bekreuzigte sich, als wolle er sämtliche Spötter Lügen strafen, die ihm nachsagten, der einzige Glaube, den er besitze, sei der Aberglaube. »D-du ... Du hast mich dazu gezwungen«, stieß er hervor.

Emanueles Kopf wippte auf dem Boden hin und her. »*Flieh ...!*« Er hustete. Nach einer entsetzensschweren Sekunde begriff Nico, dass der Sterbende ihn meinte. Die Uhrwerke tickten leise ihr Totenlied. Der Junge stieß sich von der Wand ab, brachte es aber nicht übers Herz, seinen geliebten Vater im Stich zu lassen. Emanuele spielte ein gefährliches Spiel, um seinen Sohn zur Flucht zu bewegen. Wenn Manzini begriff, wem diese Aufforderung gegolten hatte, dann ...

»*Flieh doch, wenn du kannst!*« Der Meister bäumte sich mit letzter Kraft auf. Seine Worte kamen nur noch stockend hervor. »*Aber ... es wird dir nichts nützen, Don Massimiliano. Dein Leben ... es soll wie die Unruhe der Uhr sein, die du gestohlen hast: unruhig, zerbrechlich und wenn sie einst stehen bleibt ... sollst auch du sterben.*«

»Schweig!«, zischte Manzini. Er stand über dem Uhrmacher, die Faust auf die Lippen gepresst, und zitterte, als könnte ihn seine Unschlüssigkeit jeden Augenblick zerreißen. Wen sollte er mehr fürchten, den Fluchenden oder dessen Verwünschung? Diesen Moment nutzte Emanuele, um sein Werk zu vollenden.

»*Achte gut auf deine Lebensuhr! Und ... befehle vor Furcht! Denn wenn ihr Zeiger verschwindet ... und die Unruhe erstarrt, ... kommt mit ihr auch dein Leben zum Stehen, ... wird für immer ... vergehen ...*« Der Kopf des Uhrmachers fiel auf den Boden zurück und sank kraftlos zur Seite. Nico sah ein rotes Rinnsal aus dem Mundwinkel des Vaters sickern, und er wusste, dass er dessen Stimme nie wieder hören könnte.

Ein langer Augenblick der Stille kehrte ein. Sogar der mächtige Don Massimiliano war wie gelähmt. Bis zu dieser Stunde hatte er nichts und niemanden gefürchtet. Aber nun war der Fluch des Uhrmachers in die Welt gekommen, um ihn, Manzini, zu verschlingen.

Er schüttelte den massigen Kopf, erst langsam, dann immer schneller. »Nimm das zurück«, flehte er. Emanuele rührte sich nicht. »Ich habe gesagt, du sollst deinen Fluch zurücknehmen!«, kreischte Manzini.

Die schrille Stimme riss Nico vollends aus der Starre. Obwohl die Angst ihm fast alle Kraft geraubt hatte, schaffte er einen ersten Schritt in Richtung Ausgang. Das Bodenbrett knarzte unter seinem Fuß.

Manzini bekam davon nichts mit. Er schien dem Wahnsinn anheim gefallen zu sein. Seine Stimme war eine Mischung aus Wut und Wimmern. »Du verdammter Dreckskerl. Was fällt dir ein, mich zu verfluchen? Mich!« Nico hörte ein abscheuliches Krachen, als würde der Messerstecher nun auch noch den Schädel seines Opfers am Boden zertrümmern wollen. Manzini's Stimme hallte wie irr durch das alte Haus. »Nimm ihn zurück. Sofort!« Wieder erzitterten die Dielen. »Hast gedacht, du kannst mich mit deiner jüdischen Kabale austricksen, was? Aber nicht mit mir, mein Junge. Nicht mit Massimiliano Manzini. Wenn du glaubst, ich habe vor deinem Bannspruch Angst ...«

Mehr konnte Nico nicht verstehen, weil er aus dem Haus gestürzt und in die Dunkelheit geflohen war. Während er voran stolperte, begann er hemmungslos zu weinen. Zurück blieben der Mörder und sein Opfer, wobei noch nicht feststand, wer von beiden der Sieger und wer der Besiegte war. Zurück blieben auch eine Pfütze und ein paar feuchte Fußstapfen im Flur.

2. KAPITEL

Der Fremde

Nettuno, 1938

Der baumlange Kraftprotz steckte in einer dunkelblauen Uniform und kämpfte wie ein Elitesoldat. Hände und Füße waren seine einzigen Waffen. Die Angriffe zielten vor allem auf die ungepanzerten Weichteile in den unteren Regionen des Gegners. Dieser gab schon längst keinen Laut mehr von sich, empfing stumm die härtesten Hiebe und Tritte.

Die Tortur vollzog sich auf offener Straße, am helllichten Tag. Einige Passanten blieben stehen und schüttelten verständnislos die Köpfe. Aber niemand wollte dem schwarzen Lancia zu Hilfe kommen. Bis der Fremde auftauchte.

Es handelte sich um einen jungen Mann von schlanker Statur, kaum zwanzig Jahre alt. Mit verschlossener Miene, die Arme um einen abgeschabten braunen Koffer geschlungen, war er um das Bahnhofsgebäude gekommen. Wie angenagelt blieb er stehen. Er trug derbe schwarze Schuhe, eine hellbraune, ziemlich ausgebeulte, jedoch saubere Hose sowie zum Schutz gegen die klamme Novemberkälte eine grüne Lodenjacke. Unter seiner schwarzen Schirmmütze lugten ein paar dunkelblonde Locken hervor.

Langsam ließ der junge Mann seinen Pappkoffer zu Boden sinken. Auf seinem Gesicht spiegelte sich noch Ungläubigkeit über den sinnlosen Gewaltakt, in seinen auffallend großen braunen Augen glomm indes schon ein Unwille, der jeden Moment in Zorn umzuschlagen drohte.

»Er ist noch so jung, gerade erst ein Jahr alt«, sagte er mit mühsam beherrschter Stimme. Es war sonst nicht seine Art, sich in anderer Leute Angelegenheiten einzumischen, zumal wenn diese ihn um mehr als einen Kopf überragten und wohl auch das Doppelte seines Kampfgewichts auf die Waage brachten.

Der Wüterich trat wie zum Trotz noch einmal gegen den Reifen der Limousine und baute sich sodann vor dem Fremdling auf. Nachdem er die Arme über der Brust verschränkt hatte, grunzte er: »Was verstehst du davon, he? Scher dich weg!«

Der junge Mann wich nicht von der Stelle. Im Gegenteil schob sich sein spitzes Kinn sogar aufmüpfig dem Hünen entgegen. »Wenn Sie den Wagen weiter schlagen, treten und beleidigen, wird er erst recht nicht anspringen.«

Der Chauffeur hieb mit der flachen Hand auf die Motorhaube, dass es nur so krachte. Danach strich er sich mit dem Zeigefinger über den dunklen Schnurrbart, kniff ein Auge zu und erwiderte grinsend: »Ich kann diesen störrischen Esel aus Blech so viel treten

und beschimpfen, wie ich will, Bürschchen. Außerdem, woher willst du wissen, dass die dumme Kiste bockt? Bist du nicht gerade erst vom Bahnsteig rübergekommen?«

»Ich weiß es eben.«

»Bist wohl nicht von hier. Deine Sprache ist so komisch.«

»Ich komme aus Österreich.«

»Ein Reichsdeutscher? Dafür ist dein Italienisch allerdings ganz passabel.«

»Danke.«

»Du bist nicht zufällig Mechaniker? Kennst du dich mit solchen Wagen aus?«

Der Fremde ging um Chauffeur und Fahrzeugfront herum, immer noch beobachtet von einigen Passanten. Er beugte sich leicht vor und ließ seine Handfläche dicht über die Haube entlangschweben, so als wolle er die Wärme des Motors fühlen. Aus den Augenwinkeln spähte er in das Innere der Limousine, konnte aber nicht viel erkennen, weil gerade die Wolken aufgerissen waren und sich die Sonne in den Scheiben spiegelte. Er glaubte im Fond eine zierliche Gestalt auszumachen. Ohne den Blick vom Wagen zu nehmen, entgegnete er: »Zugegeben, Automobile können recht eigensinnig sein. Manche sind unheimliche Aufschneider: Sie blenden mit poliertem Holz und Chrom, obwohl sie doch lärmern und ganz fürchterlich stinken. Euer übermütiger junger Lancia Astura hier macht da keine Ausnahme. Dreiliter-V8-Motor – das nenne ich ein starkes Herz! Baujahr '37, nicht wahr? Und eine feine Hülle hat man ihm auch angepasst: Die Karosserie wurde von Mayfair Carriage geschneidert, nehme ich an.«

Der uniformierte Choleriker bekam den Mund nicht mehr zu. Offenbar hatte ihn der junge Mann mit seinem profunden Wissen über Luxusautomobile überrascht. Schließlich fand der Chauffeur dann – hörbar gemäßig – doch seine Sprache wieder. »Verstehst wohl tatsächlich was davon. Meine Herrin würde es sehr zu schätzen wissen, wenn ...« Er hielt inne, als sich unversehens der hintere Wagenschlag öffnete.

Auch der Fremde wandte sich um. Zuerst sah er nur ein blasses Gesicht hinter dem Fenster, hiernach einen über der Tür auftauchenden Kopf, und dann verschlug es ihm die Sprache. Sein Herz begann heftig zu schlagen. Die vom Chauffeur mehrmals erwähnte »Herrin« war keine Achtung gebietende Signora in fortgeschrittenem Alter, sondern eine Signorina von höchstens achtzehn Jahren.

Mitdem Antlitz eines Engels.

Dieser Gedanke vernebelte explosionsartig das Bewusstsein des jungen Mannes. Von nun an befand er sich in einer Art Trancezustand, in dem es ihm völlig unmöglich war, sie nicht anzusehen. Ihr Gesicht erschien ihm geradezu überirdisch. Einige schwarze Strähnen ragten ihr, als wollten sie Zweifel am Bild der makellosen Blässe wecken, tief in die Stirn. Aber dieser Kontrast machte das Mädchen in den Augen des jungen Mannes nur umso schöner. Während er noch den Umstand bedauerte, nicht mehr von ihrem wunderbaren, leider unter einem eng anliegenden Käppi größtenteils verborgenen Haar zu sehen, reckte sie sich eher keck als damenhaft hinter der offenen Tür. Sie hatte sich auf das Trittbrett der Limousine gestellt, die Unterarme auf die Tür gestützt und das Kinn auf die zarten weißen Hände gelegt. Für einen atemberaubenden Moment betrachtete sie den Fremden aus ihren funkelnden dunklen Augen. Unter ihrem strengen Blick fühlte sich der junge Mann wie ein im Schaukasten mit einer Nadel fixierter

Schmetterling. Es fiel ihm schwer, nicht auf ihre Brüste zu starren, die sich an dem Fenster drückten.

Ohne den so gefangenen Wanderfalter freizugeben, rief sie: »Uberto, wie lange dauert denn das noch?«

Der Chauffeur sah erst seine Herrin, dann den jungen Mann an – keiner von beiden würdigte ihn eines Blickes. »Das störrische Ding hat mir den Krieg erklärt, Donna Laura. Ich werde Ihnen wohl ein anderes Fahrzeug besorgen müssen.«

Das Herz des Jünglings machte einen Sprung. *Laura!* Das also war ihr Vorname. Nein, es war ein kostbares Schmuckstück, ein Begrüßungsgeschenk, das seiner Ankunft in der Stadt einen bittersüßen Beigeschmack verlieh. Er würde diese goldene Kette aus fünf Buchstaben im sichersten Winkel seines Gedächtnisses bewahren ...

»Und was sagen Sie dazu?«

Der junge Mann erschrak. Hatte Donna Laura, die zweifellos aus gutem Hause stammte, da eben *ihn* angesprochen, den eher ärmlich gekleideten Fremden? Er deutete auf seine Brust. »Ich?«

Irgendetwas schien sie zu amüsieren. Ihr Blick blieb kühl. Und ihre Antwort klang ungeduldig, sogar ein wenig spitz. »Abgesehen von Uberto, der seine Unfähigkeit ja eindrucksvoll unter Beweis gestellt hat, sehe ich niemanden hier, den ich sonst hätte fragen können.«

Der junge Mann sah verwirrt zu der Menschentraube hinüber, die dem Dialog aufmerksam folgte. »Nun«, begann er verlegen, »ich würde sagen, Ihr Chauffeur hat Recht.«

Das Mädchen wandte ihm ihr schneeweißes Ohr zu. Scheinbar belustigt fragte sie: »Höre ich da einen Wiener Akzent?«

»Sie haben ein feines Gehör, Donna Laura.«

Ein bezauberndes Lächeln huschte über ihre Lippen. »In Locarno hatte ich zwei Klassenkameradinnen aus Wien, deren Italienisch ganz ähnlich klang«, sagte sie in fließendem Deutsch – sehr zum Unwillen des Publikums –, und der Fremde passte sich ihr an.

»Sie sind in der Schweiz zur Schule gegangen?«

Donna Lauras eben noch heitere Miene wirkte mit einem Mal wieder so unnahbar wie zuvor, fast so, als habe eine innere Stimme sie zur Ordnung gerufen. »Womit hat Uberto Recht?«

Dem jungen Mann gelang der Themenwechsel weniger leicht. Er musste das Gespräch im Gedächtnis erst zurückrollen, bevor ihm die passende Antwort einfiel. »Ihr Chauffeur sagte zu Ihnen, das störrische Ding habe ihm den Krieg erklärt. Genau so ist es.«

Ihre Mundwinkel zuckten. »Wie kann ein Automobil einem Menschen den Krieg erklären?«

»Beispielsweise, indem es sich nicht mehr starten lässt.«

»Sie wollen sich über mich lustig machen, Herr ...«

»Michel. Niklas Michel. Das liegt mir fern, Donna Laura. Es gibt Personen, die einen Apparat nur scheinbar ansehen müssen, und schon verweigert die Maschine ihnen den